

Jürgen Oelkers

Über die Entwicklung der Jugend in Zukunft ^{)}*

Kinder, die heute drei, vier oder fünf Jahre alt sind, werden in zehn Jahren Jugendliche sein. Für die Prognose, was auf sie zukommt, lohnt ein Blick in die Vergangenheit. Als die heutigen Dreizehn-, Vierzehn- oder Fünfzehnjährigen Kinder waren, gab es weder YouTube¹ noch Wikipedia,² es gab keine Blogs, erst ansatzweise E-Mails, keine SMS-Botschaften³ und keine Möglichkeit, ohne jeden Aufwand Videos im Internet zu veröffentlichen; man konnte keine Musiktitel auf das eigene Handy laden, mit dem Mobiltelefon keine Fotos aufnehmen und sofort verschicken, die Firma Apple hatte noch nicht den iPod erfunden,⁴ die Jugendlichen benutzten den „Walkman“, während heute nicht einmal der Begriff geläufig ist. Vor zehn Jahren konnte man auch nicht, wie heute, global fernsehen, und dies vom eigenen Handy aus.

Vor zehn Jahren gab es keine Kontaktbörsen im Internet, die damaligen Kinder und Jugendlichen konnten sich nicht an anonymen Schulratings beteiligen und sie hatten noch keine Möglichkeit, ihre Lehrmittel im Internet zu suchen, auch weil effektive Suchmaschinen gerade erst entwickelt wurden. Die erste Testversion von „Google“ ging am 7. September 1998 online. Das war vor neun Jahren, heute ist kaum noch eine Nachforschung über welches Thema auch immer ohne das System „Google“ möglich. In Zukunft werden ganze Bibliotheken im Netz zugänglich sein, das Leseverhalten verändert sich durch verlinkte Steuerungen dramatisch, die klassische Briefkultur ist praktisch verschwunden und Bücher sind nur noch begrenzt ein Signum für Bildung.

Es ist zunehmend unklar, was eigentlich ein „Buch“ ist, wenn man es nicht nur lesen, sondern zugleich hören, digital ansehen und elektronisch umblättern kann. Man kann die eigene Bibliothek in gescannter Form in der Tasche tragen, was sich sicher als Platz sparend bezeichnen lässt und auch das Verstaubungsproblem löst. Die alte Kultur des ausgestellten und sichtbaren Besitzes von Büchern ist das aber nicht mehr. Diese Kultur hatte auch deswegen Zeit, weil sich das grundlegende Format nicht beschleunigen liess. Nur das Lesetempo unterschied sich, das Buch selbst liess nicht bewegen, ausser eben zum Lesen. Heute sind Bücher eigentlich nur noch vorhanden, wenn sie in gescannter Form bei „Google“ auftauchen. Spätestens, wenn man das eigene Buch am Bildschirm liest, weiss man, was das bedeutet.

^{*)} Vortrag auf der Jahreskonferenz der Landesjugendreferate Österreichs am 13. März 2009 in Absam.

¹ YouTube - Broadcast Yourself ist am 15. Februar 2005 gestartet worden.

² Die Online-Enzyklopädie Wikipedia ist im März 2000 mit einer rein englischen Version als „Nupedia“ angefangen worden. Am 15. Januar begann die heutige Wikipedia.

³ Die erste Short Message des Short Message Service (SMS) wurde am 3. Dezember 1992 im Netz von Vodafone gesendet. Der Durchbruch dieser Kommunikationsform erfolgte parallel zur Entwicklung der Mobiltelefone.

⁴ Apple brachte das System iPod als MP3 Player im Jahre 2001 auf den Markt. Andere MP3 Player waren seit 1998 auf dem Markt, aber erst iPod erreicht Kinder und Jugendliche.

Heutige Jugendliche scheinen diesen hochgradig beschleunigten Wandel gut zu verkraften. Jedenfalls sagen das Jugend-Surveys, also repräsentative Befragungen, die regelmässig wiederholt werden und ein Gesamtbild erstellen sollen. Die Befunde im deutschen Sprachraum verweisen auf keine Situation, die sich dramatisch verschlechtert hätte, wie das gelegentlich in den Medien unterstellt wird. Die Situation von Jugendlichen in Grossbritannien unterscheidet sich davon signifikant. Hier ist Alkoholmissbrauch weit verbreitet, gehört in einer starken Minderheit vor allem männlicher Jugendlicher die Anwendung von Gewalt zum Alltag und erlebte die Jugendkriminalität im letzten Jahrzehnt einen beträchtlichen Anstieg (Beinart et. al. 2002; Marsden et.al. 2005).

In Deutschland verweist die 15. Shell-Studie aus dem Jahre 2006 auf Jugendliche, die bezogen auf beide Geschlechter ebenso diszipliniert wie leistungswillig sind.

- Die Jugendlichen beherrschen die Spielregeln der Demokratie und nutzen ihre Freiheiten weitgehend ohne Exzesse.
- Die Shell-Studie zeigt aufstiegsorientierte Jugendliche, die sich in ihrem Wertesystem an Fleiss und Ehrgeiz orientieren, stark auf die Familie bezogen sind und sich bei eher geringem politischem Interesse ehrenamtlich engagieren.
- Der Befund zeigt auch, wie wenig im Blick auf die Breite der Jugendlichen von „Wertezerfall“ oder „Wohlstandsverwahrlosung“ die Rede sein kann (Hurrelmann/Albert 2006).

Das im internationalen Vergleich geringe politische Interesse zeigt sich auch in Schweizer Untersuchungen (Oser/Biedermann 2003). Ziviles Engagement ist dagegen durchaus verbreitet. Rund ein Drittel der 15-24-jährigen Schweizerinnen und Schweizer leisten in irgendeiner Form Freiwilligenarbeit. Und nach wie vor spielen Vereine und nicht der Besuch von Trainingscenters eine wichtige Rolle im Alltagsleben von Jugendlichen. Unter allen Altersgruppen der schweizerischen Bevölkerung sind die Jugendlichen und jungen Erwachsenen am stärksten in der Arbeit von Sportvereinen engagiert.⁵

Zu einem vergleichbaren Gesamtbild wie die Shell-Jugendstudie kommt auch der Schweizer Kinder- und Jugendsurvey COCON (Competence and Context), ebenfalls aus dem Jahre 2006. Der Survey hat Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene (6-jährige, 15-jährige und 21-jährige) sowie deren Bezugspersonen befragt.

- Die Resultate widersprechen dem merkwürdig populären Ruf nach „mehr Disziplin“ (Bueb 2006) sehr deutlich.
- Beschrieben wird eine Entwicklung hin zu einfühlsamen, verantwortungsbewussten und anstrengungsbereiten jungen Erwachsenen.
- Das Jugendalter ist dabei die Phase, in der nicht etwa die Gewalt dominiert, sondern sowohl die Anstrengungsbereitschaft als auch die Verantwortungsübernahme signifikant zunehmen (COCON 2006).

Mit diesem Befund könnte ich mangels Problem den Vortrag jetzt eigentlich abbrechen und nach Zürich zurückfahren. Aber ein Gesamtbild ist bezogen auf den Einzelfall immer auch ein Trugbild. Es basiert auf Befragungen und so auf Momenteinschätzungen der Betroffenen, aus denen sich kaum Einsichten über Risikofaktoren ableiten lassen. Keine Studie hat geprüft, wie rosig sich die Jugendlichen selbst sehen, und die Risiken, die sie selbst wahrnehmen, müssen nicht die Risiken sein, die tatsächlich vorhanden sind. Anders hätten die

⁵ Angaben nach Bundesamt für Statistik sowie Debrunner (2007).

Landesjugendreferate in Österreich wenig zu tun, und diese These werde ich jetzt nicht riskieren.

Jugendliche überschätzen sich bekanntlich oft. Sie haben dafür das Wort „easy“ zur Verfügung, bei dessen Verwendung die erste Silbe stark betont wird. Aber „easy“ ist ihre Lebenswelt keineswegs immer. Risiken, zum Teil erhebliche, bestehen mindestens in den folgenden Bereichen:

- Kommerzialisierung und Standardisierung der Erfahrungsräume.
- Ungesteuerter Medienkonsum.
- Kriminalität und neue Formen von Gewalt.
- Soziale Diskrepanz.
- Schulerfolg und Lebenschancen.

Die Beschleunigung des Wandels hat auch zu tun mit der Kommerzialisierung, also dem Einfluss von Produkten, die die Kinder und Jugendliche selbst kaufen können oder die die Eltern für sie kaufen. Das ist nichts grundsätzlich Neues, wohl aber haben mit der wachsenden Kaufkraft die Bedeutung und die Intensität des Kaufens zugenommen. Die These gilt mindestens für die Bedingungen des Aufwachsens in westlichen Konsumgesellschaften, die aber ein Grundmodell im Prozess der Globalisierung von Kindheit und Jugend darstellen. Historisch statische und medial unbeeinflusste Verläufe des Aufwachsens gibt es so gut wie nicht mehr.

Die Kommerzialisierung der Kindheit ist inzwischen so selbstverständlich, dass die amerikanische Autorin Juliet Schor (2004) davon sprechen konnte, die Kinder würden geradezu „zum Kaufen geboren.“ Ihr einflussreiches Buch heisst *Born to Buy*. Hinter diesem Titel stehen Zahlen:

- Zwölf Milliarden Dollar kostet jedes Jahr allein die Werbung für Produkte, die Kindern als Konsumenten angeboten werden.
- Zu Beginn des 21. Jahrhunderts hatten die amerikanischen Kinder und Jugendlichen direkten Einfluss auf Kaufentscheidungen, die sie betrafen, in Höhe von fast 190 Milliarden Dollar.
- Das betrifft den Hauskauf, den Urlaub oder die Anschaffung von Autos.
- Mitte der siebziger Jahre betrug die dafür zur Verfügung stehende Summe noch etwa 20 Milliarden Dollar.
- Der Markt für die Vier- bis Zwölfjährigen wird auf einen Umsatz von etwa 30 Milliarden Dollar geschätzt.

Die Zahlen lassen sich übertragen. Sie gelten in ähnlicher Weise für Länder wie Österreich, die Schweiz und Deutschland. Auch hier haben Kinder und Jugendliche kaum noch Möglichkeiten, von den Auswirkungen der Konsumkultur *nicht* berührt zu werden. Marken und Moden beherrschen schon den Erfahrungsraum von kleinen Kindern, auf mehreren Ebenen gleichzeitig. Die Kinder und Jugendlichen gewinnen auf diesem Wege ständig an Kundenmacht, was verbunden ist mit starken Beeinflussungen.

Das visuelle Umfeld von Kindern generell ist durchsetzt mit Werbebotschaften. Im deutschen Sprachraum gehen die Kinder rund 10 000 Stunden in die Schule, aber sind im Schnitt rund 12 000 Stunden Massenmedien mit Konsumangeboten ausgesetzt. In den Vereinigten Staaten ist das Verhältnis noch krasser. Die Kinder verbringen etwa 12 000 Stunden in der Schule. Im Alter von zwei bis siebzehn Jahren sehen sie zwischen 15 000 und

18 000 Stunden fern und die Beeinflussung nimmt zu. Der Grund ist, dass Kinder und Jugendliche bis 18 Jahren als Zielgruppe mit insgesamt erheblicher Kaufkraft interessant geworden sind.

Diese eher stillschweigende Entwicklung ist nicht nur eine Wohlstandsfolge, sie hat auch mit dem Wandel der Erziehungsgrundlagen zu tun. Konsum und Kommerz sind keine Grössen, die aus der Kindheit wieder verschwinden werden. Das hat Folgen für die Arrangements in den Familien und die Formen des Umgangs, die sich wegbewegt haben von den starren Rollen, die die Erziehung noch vor dreissig Jahren gekennzeichnet haben.⁶ Das geschah stillschweigend und in Anpassung an veränderte Lebensumstände, niemand hatte dafür je einen Plan. Die Achtundsechziger sind jedenfalls nicht Schuld daran, wie heute gelegentlich von konservativer Seite vermutet wird. Die Vermutung ist nostalgisch, sie unterstellt die heile Erziehungswelt der Vergangenheit, die nie existiert hat.

- Neue Modi des Umgangs zwischen Eltern und Kindern sind *Aushandeln* und *strategische Interaktion*, die inzwischen gut beschrieben sind (Darian 1998, Gregan-Paxton/John 1997, Palan/Wilkes 1997).
- Hier entscheiden nicht mehr einfach die Autorität, sondern der Wunsch und das Argument im Einklang mit dem Budget.
- Kinder handeln im Rahmen ihrer Interessen rational und oft auch strategisch.
- Beide, Kinder wie Eltern, sind Teil der Konsumkultur, auch in dem Sinne, dass beide ästhetischen Kaufanreizen ausgesetzt sind, die nicht einfach „pädagogisch“ ersetzt werden können und aber oft ein Problem darstellen.

Die zunehmende Materialisierung des Lebens hat psychische Folgen und ist auch ein Stressfaktor (Dittmar 2007, 2007a), aber damit umzugehen, ist nicht einfach durch Appelle möglich. Kinder und Jugendliche gewinnen an Einfluss, und dies nicht nur, weil sie viele Verbote unterlaufen können, sondern weil sie zum Erfolg oder Misserfolg der Erziehung aktiv beitragen. Sie sind nicht einfach deren Objekt. Daher häufen sich in der Literatur Stimmen, die davor warnen, Kinder und Jugendliche mit einem einfachen Entweder-Oder-Schema zu betrachten, als „autonome Konsumenten“ auf der einen, „behütete Spezies“ auf der anderen Seite (Tyler 2005).

Von dem, was noch vor dreissig Jahren als „Erziehung“ galt, ist nicht mehr viel zu sehen. Der „autoritäre Vater“ ist als medialer Leittypus ebenso verschwunden wie die „selbstlose Mutter“, es gibt nur noch wenige Geschwisterreihen und selbst der Kinderwunsch kann zu einem Stressfaktor werden. Was früher undenkbar war, ist heute fast selbstverständlich, nämlich öffentlich über die Kosten der Kinder nachzudenken (Spychiger/Bauer/Baumann 1995), und es ist auch selbstverständlich, den Kinderwunsch in einer Paarbeziehung lange *nicht* zu thematisieren und sich dann auch *gegen* diesen Wunsch zu entscheiden. Schliesslich ist heute vor allem die zur Verfügung stehende Zeit ein Problem, weil arbeitende Eltern Beruf und Kinder in Einklang bringen müssen, dies jeden Tag neu und oft mit fragilen Lösungen (für die Sicht der Jugendlichen vgl. Pocock/Clarke 2004; für arbeitende Mütter auch: Craig 2005).

Trotz oder vielleicht auch wegen dieser Entwicklungen besteht für pädagogische Nostalgie kein Anlass. Kinder haben „früher“ nicht deswegen „besser“ gelebt, weil die Welt einfacher war oder die Verhältnisse überschaubarer. Doch scheinbar einfache oder überschaubare Verhältnisse mit klaren Rollentrennungen waren genauso, wenn nicht mehr

⁶Materialien sowie Bilddokumente finden sich etwa in der Ausstellung *Lebensstationen in Deutschland 1900 bis 1993*: <http://www.dhm.de/ausstellungen/lebensstationen.startseite.htm>

konflikthanfälligkeit wie offene Erfahrungsräume mit hohem Individualisierungsgrad. Nichts spricht dafür, dass „mehr“ Disziplin die Qualität der Erziehung verbessert, zumal bei diesen Forderungen notorisch offen bleibt, welche Disziplin gemeint ist und wie mit den Folgen umgegangen werden soll.

Zudem ist unklar, wie die implizite Zerfallsannahme historisch nachgewiesen werden soll. Solange ist es nur Nostalgie, wenn behauptet wird, „früher“ sei die Erziehung besser gewesen. Das Bild der harmonischen Verhältnisse ist in den Köpfen, nicht die historische Wirklichkeit. Man sollte einfach akzeptieren, dass sie in vieler Hinsicht anders war und kaum mit den heutigen Gegebenheiten verglichen werden kann. Umso mehr fragt sich dann, was heute getan werden kann oder muss, damit Erziehung nicht zu einer Sisyphosaufgabe wird, also man immer dasselbe tun muss, ohne voranzukommen.

Verglichen mit früheren Generationen haben sich die Bedingungen des Aufwachsens für heutige Kinder und Jugendliche sehr weitgehend verändert. Man kann darüber nachdenken, ob sich angesichts des Wandels hin zur frühen Selbständigkeit und so auch Verantwortung überhaupt noch „Erziehungsfragen“ stellen und wenn ja, ob sie wirklich die Eltern oder nur noch die Experten betreffen. Das klingt zugespitzt, aber zumindest die deutsche Forschung ging lange davon aus, dass die „Dreizehn- bis Achtzehnjährigen“ (Baacke 2000) wenn, dann nur von ihren Peers beeinflusst und so nicht mehr „erzogen“ werden.

Hinter dieser These steht allerdings ein sehr enger Begriff von Erziehung, der lediglich von Beziehungen zwischen Personen ausgeht und „Autonomie“ als *Ablösung* versteht, mit der sich die Zuständigkeit der Eltern reduziert. Weder Institutionen noch andere Prozesse als die der Ablösung kommen in den Blick. Aber Jugendliche lösen sich mit Dreizehn nicht gleichsam automatisch von den Eltern ab, die ihre Zuständigkeit und auch ihre Verantwortung keineswegs abgeben können. Was „Ablösung“ genannt wird, ist ein Prozess der Differenzierung und Verlagerung; er hat nichts zu tun mit zunehmendem emotionalem und sozialem Abstand. Im Gegenteil erleben Eltern und Kinder die heftigsten Konflikte im Jugendalter. Für die Jugendlichen geht es darum, nicht mehr als Kinder wahrgenommen und behandelt zu werden.

Aber das hat seine ganz normale Seite: Die Jugendlichen gehen während dieser Zeit weiterhin zur Schule oder absolvieren eine Berufslehre, sie engagieren sich in Vereinen und kulturellen Gruppen, nehmen unterschiedliche Freizeitangebote wahr und testen keineswegs unablässig Grenzen. Die Beziehung zu den Eltern wird nicht aufgelöst, nur weil die Peers eine Rolle spielen, sondern neu definiert. Faktisch sind heutige Eltern-Kind-Beziehungen lebenslange Bindungen und so auch immer wechselseitige Lern- und Anpassungsprozesse. Die Qualität entscheidet sich daran, wie die Probleme gelöst wurden und welche Auswirkungen das auf die Beziehung hatte.

Das gesamte soziale Feld, in dem sich Kinder und Jugendliche bewegen, beeinflusst sie oder „erzieht“ sie,

- also legt Einstellungen nahe,
- bestärkt oder schwächt Haltungen,
- gibt Anreize vor,
- hält Chancen bereit und definiert Risiken.

Peers sind eine wichtige Gruppierung im Erfahrungsfeld der Jugendlichen, aber eben auch nur *eine*. Die Erwachsenen werden nicht einfach umgangen, sondern bei Gelegenheit gezielt gesucht, als Ressource der Jugendliche sozusagen. Aus der Sicht der Eltern geht in der Adoleszenz um die Frage, wer die Grenzen setzt und wo genau die liegen. Die Jugendlichen ihrerseits müssen sich in einem Feld zurechtfinden, das kaum noch etwas mit früheren Jugendkulturen gemein hat.

Die Frage ist, wie die Jugendlichen das machen, also wie sie mit Lern- und Entwicklungsaufgaben in ihrem heutigen Erfahrungsräumen umgehen. Von besonderem Interesse ist dabei das Verhältnis von Normalität und Abweichung im Jugendalter. Starke und spektakuläre Fälle von *Abweichung* bestimmt die Berichterstattung der Medien, die sich für den Normalfall kaum interessieren. Die Medien verallgemeinern einzelne Fälle und zeichnen damit ein scheinbar stimmiges Bild. Wenn in kurzer Zeit mehrere Fälle, die an sich wenig miteinander zu tun haben, an das Licht der Öffentlichkeit kommen, entsteht sofort eine Krisensituation, obwohl die weitaus meisten Schulen normal arbeiten und keine besonderen Vorkommnisse melden.

Das objektive Verhältnis von Normalität und Abweichung lässt sich in drei Dimensionen darstellen:

- Die Grundanforderung einer normalen Karriere ist der Übergang zwischen Schule und Arbeitsmarkt.
- Der Verlauf des Jugendalters ist weiterhin stark geprägt von körperlichen und mentalen Umbrüchen, die Auswirkungen auf das Gesundheitsverhalten haben.
- Deviantes Verhalten ist, drittens, unterschiedlich manifest und kann sich auch in Gewaltbereitschaft sowie in Formen der Kriminalität äussern.

Ein zentraler Indikator für den Bildungserfolg ist die Eingliederung der Jugendlichen in den Arbeitsmarkt. Damit werden die Lebenschancen der Jugendlichen festgelegt, was unmittelbare Auswirkungen hat auf ihr Vertrauen in das gesellschaftliche System, in dem sie leben. Von „Lebenschancen“ ist in der heutigen Diskussion vergleichsweise selten die Rede, sie konzentriert sich auf die Frage, wie angesichts wachsender sozialer Diskrepanzen „Chancengleichheit“ gewährleistet werden kann.

Der Ausdruck „Chancengleichheit“ wird in deutschsprachigen Pädagogik und Bildungspolitik inzwischen wieder heftig diskutiert, nachdem er fast dreissig Jahre lang verschwunden zu sein schien. Der Grund für die Wiederaufnahme des Konzepts sind die Ergebnisse der PISA-Studien, die vor allem für Deutschland, aber auch für die Schweiz und für Österreich, eine starke Evidenz für die Abhängigkeit des Bildungserfolgs von der sozialen Herkunft nahe legten. Das wurde wahrgenommen als ungerechter Vorteil für Wenige und so als Verstoss gegen das Gebot der Chancengleichheit in der Bildung. Aber was genau besagt dieses Gebot?

Diese Frage ist vergleichsweise wenig bearbeitet worden. „Chancengleichheit“ ist ein moralisches Postulat und ein politischer Slogan, kein genau definierter Begriff. Schon die Unterscheidung zwischen „Chancengleichheit“ und „Chancengerechtigkeit“ fällt schwer, gleiche Chancen für alle kann es nie geben, die Nutzung der je gegebenen Chancen ist immer verschieden und Gerechtigkeit ist nicht einfach gleiche Zuteilung für alle, obwohl das genauso empfunden wird. Daher steckt der Begriff „Chancengleichheit“ voller Tücken. Er klingt einfach, gut und überzeugend, aber ist selbst ganz unklar. Ertragreicher scheint ein vergleichender Blick auf das Bildungssystem zu sein.

Die Schweiz ist wie Österreich eines der wenigen Länder mit einem dualen System der Berufsbildung, das bereits nach Abschluss der Sekundarstufe I einen Einstieg in den Arbeitsmarkt ermöglicht. In den meisten EU-Ländern ist das erst nach Abschluss der Sekundarstufe II möglich. Dieser Abschluss wird mit einer Vollverschulung erreicht und setzt keine betrieblichen Berufslehren voraus. Oft wird eine solche Verschulung gegenüber akademischen Ausbildungen als minderwertig betrachtet und von den Eltern wie von den Jugendlichen gemieden. Ohne direkten Zugang zu den Betrieben mindert sich der Wert der Ausbildung drastisch, wie dies zum Beispiel in Frankreich oder Italien der Fall ist.

Die Struktur der Berufsbildung erklärt zum Teil die erstaunlich hohen Unterschiede in der Jugendarbeitslosigkeit innerhalb der EU. Mit „Jugendarbeitslosigkeit“ wird die Arbeitslosigkeit von beschäftigungsfähigen Personen im Alter zwischen 15 und 24 Jahren bezeichnet. Die Jugendarbeitslosigkeit steigt europaweit an, unabhängig davon, wie das Schulsystem beschaffen ist, also ob es gegliedert ist oder nicht. Gesamtschulsysteme sorgen in dieser Hinsicht nicht für mehr Chancengleichheit.

- In Finnland liegt die Quote der Jugendarbeitslosigkeit konstant bei etwas unter 20%,⁷
- in der Schweiz sinkt die Quote seit einigen Jahren und betrug im Mai 2008 2.5 Prozent und war nur geringfügig höher als die der arbeitslosen Erwachsenen, die im gleichen Monat bei 2.4 Prozent lag.⁸
- Den niedrigsten Wert aller EU-Länder halten die Niederlande mit 2004 6,6 Prozent arbeitslosen Jugendlichen. Der Wert liegt um vier Prozent höher als in der Schweiz, einem Land mit einem gegliederten Schulsystem und einer geringen Maturitätsquote.

Lebenschancen entstehen durch die Erfahrung einer erfolgreichen Eingliederung in den Arbeitsmarkt nicht einfach den Schulabschluss. In der Schweiz besteht ein sehr differenziertes System der Eingliederung, das früh Verantwortung zuweist und mit Beschäftigung ebenso diszipliniert wie für Anreize sorgt. Es ist wenig bekannt, dass Lehrlinge oft schon im dritten Lehrjahr rentabel sind, was auf hohe Leistungsanforderungen schliessen lässt, die sich nicht umgehen lassen (Wolter/Schweri 2003).

Die Risiken des Übergangs lassen sich durch eine enge Kooperation zwischen den Schulen, den Betrieben, den Beratungsstellen und den Jugendämtern minimieren. Im Kanton Zürich ist das neunte Schuljahr curricular radikal verändert worden, die Beratungsdienste werden von den Schulen in Anspruch genommen, Standortgespräche mit den Jugendlichen und ihren Eltern stellen klar, wo für den Rest der Schulzeit Lernbedarf besteht, im Blick darauf werden Leistungsvereinbarungen abgeschlossen, für schwierige Fälle gibt es Sondermassnahmen, die entweder mit den Jugendämtern oder mit privaten Anbietern organisiert werden. Das Stichwort dafür lautet „Timeout“.

Ein anderer Indikator für Risiken ist das Gesundheitsverhalten der Jugendlichen. „Gesundheit“ wird in den einschlägigen Studien oft verstanden als dynamisches Gleichgewicht und so als ein Prozess, der ständig sowohl durch persönliche Merkmale und individuelles Verhalten als auch durch die Gegebenheiten des nahen oder weiteren Umfeldes beeinflusst wird. Im Sinne dieses Begriffs wurde in Schweizer Studien nach dem Klima in

⁷ Zum Problem vgl. Järvinen/Vanttaja (2001).

⁸ Angaben nach Seco (Statistik des Staatssekretariats für Wirtschaft).

Familie, Schule und Lehrstelle sowie nach den persönlichen Beziehungen gefragt. Einige der Ergebnisse lauten wie folgt:

- 75% der Jugendlichen gehörten einer nicht getrennten Familie an und lebten bei ihren biologischen Eltern.
- Die Mehrheit der Antwortenden bezeichneten das Klima in ihrer Schulklasse als angenehm
- Zwischen zwei Drittel und drei Viertel der Jugendlichen gaben an, dass ihre Lehrkräfte oder Lehrmeister ihnen vertrauen.
- Ein Fünftel der befragten Jugendlichen wünscht sich im Ausbildungsprozess gezielte Unterstützung; verwiesen wird auch auf Stressfaktoren wie Zeitdruck, Störungen im Arbeitsprozess oder eine hohe Verantwortung am Arbeitsplatz, die signifikant als belastend empfunden wird.

Die frühe Eingliederung in das Arbeitsleben ist nicht ohne Grund ein Stressfaktor. Er stellt für viele Jugendliche einen hohen Anspruch dar und verlangt eine Verhaltensanpassung, die nicht immer leicht fällt. Andererseits ist dies eine Ernstfallerfahrung, die rückblickend zumeist positiv bewertet wird.

Viele Erwachsene und ein Teil der Medien sehen den Gebrauch psychoaktiver Substanzen als eines der grössten Probleme des Jugendalters an. Nicht so die Jugendlichen selbst.

- Themen wie Alkohol- und Drogenkonsum stehen am Schluss der Gefährdungsliste.
- Eine weit grössere Bedeutung kommt dem Umgang mit Stress zu.
- Auch Probleme des eigenen Gefühlslebens werden genannt und massgeblich geht es auch im Fragen der richtigen Ernährung.
- Hier sehen viele Jugendliche Handlungsbedarf und wünschen sich mehr Unterstützung

Ein besonders wichtiger Teil der Selbstwahrnehmung von Jugendlichen sind das Bild des eigenen Körpers und die Einstellungen. Die Jugendlichen sind ein bevorzugtes Ziel der Modeindustrie, womit eine klare Steuerung des Verhaltens verbunden ist. Das entspricht der Theorie der zunehmenden Kommerzialisierung. In einer Schweizer Studie wurden die Jugendlichen gefragt, ob sie mit ihrer äusseren Erscheinung zufrieden seien, oder ob sie das eine oder andere an ihrem Körper verändern möchten.

- 40% der Mädchen und 18% der Knaben sind mit ihrem Aussehen und ihrem Körper unzufrieden und dies unabhängig vom Alter oder Ausbildungstyp.
- Knaben sind eher über die Form ihres Körpers besorgt, Mädchen sind wegen ihres Gewichts beunruhigt.
- Sie pflegen nicht selten ein Essverhalten, das für ihre Gesundheit schädlich sein kann.
- Essstörungen stellen ein relevantes Problem der öffentlichen Gesundheit dar und verweisen nochmals auf die möglichen Einflüsse von Schönheitsidealen und medial vermittelten Normen.

Ein anderes Problem ist der Tabakkonsum. Die gesellschaftliche Wahrnehmung geht davon aus, dass immer mehr Jugendliche rauchen, was zunächst damit zu tun hat, dass aktives Rauchen, anders als früher, öffentlich gezeigt wird. Die Schweizer Studie verweist aber

tatsächlich auf eine Zunahme, wobei der Anstieg bei den Lehrlingen wesentlich grösser ist als bei den Schüler und Schülerinnen. Der Anteil der Rauchenden nimmt mit der Altergruppe von 16 bis 20 Jahren zu. Der Heroinkonsum ist gering und über die letzten 10 Jahre stabil geblieben, wohingegen der Konsum von synthetischen Drogen und von Kokain unter den Jugendlichen zugenommen hat. Es gibt so eine Risikogruppe, die sich selbst stark gefährdet bezeichnet. 10% der befragten Jungen und 5% der Mädchen berichten einen mindestens täglichen bis mehrmals täglichen Cannabiskonsum.⁹

Es ist wichtig, im Auge zu behalten, dass sich die Situation während der Adoleszenz auch rasch verändern kann. Solche Probleme können manchmal ohne bedeutende Unterstützung von Aussen gelöst werden.

Ausdruck von persönlichen und psychosozialen Problemen ist deviantes Verhalten. Oft dürfte es sich um Probierverhalten handeln, das mit keinen starken Abweichungen verbunden ist, die mit manifester Gewalt oder Jugendkriminalität verbunden wären. Beide Themen haben die Öffentlichkeit stark beschäftigt, auch weil Zunahmen und Veränderungen in der Form wahrgenommen werden. Tatsächlich steigt die Jugendkriminalität an, wenngleich in den letzten Jahren eher langsam und insgesamt nicht massiv. Mit dem Ausdruck „Anstieg“ muss allerdings differenziert umgegangen werden.

- In der seit 1982 geführten Kriminalstatistik der Schweiz (PKS) zeigen sich Zuwächse besonders in drei Kategorien, nämlich Körperverletzung, Raub sowie Drohung, Nötigung und Erpressung.
- Bei Raub und Körperverletzung werden Jugendliche heute dreimal mehr als Tatverdächtige registriert als Mitte der achtziger Jahre, bei Drohung und Nötigung zeigt sich im gleichen Zeitraum eine Verachtfachung.
- Bei Eigentumsdelikten gibt es dagegen keinen Anstieg und bei bestimmten dieser Delikte wie Einbruch sogar einen Rückgang (Eisner/Ribeaud/Bittel 2006, S. 10).

Die Zahlen beziehen sich auf die polizeilich erfassten Straftäter. Manche Studien gehen davon aus, dass der Zuwachs dieser Delikte auch mit der erhöhten Anzeigebereitschaft der Bevölkerung sowie mit einer umfassenderen Registrierung durch die Polizei zu tun hat (ebd.). Unter Einrechnung dieser Faktoren könnte von einem „massiven“ Anstieg der Taten in diesen Bereichen also nicht gesprochen werden (ebd., S. 12). Zu diesem Ergebnis kommt auch eine Zürcher Befragung aus dem Jahre 2007 (Ribeaud/Eisner 2007).

Geht man nicht nur von der amtlichen Statistik aus und befragt auch nicht nur Jugendliche nach einem repräsentativen Sample, sondern zieht Opferbefragungen in die Analyse ein, dann ergibt sich teilweise ein anderes Bild. Gewaltübergriffe zwischen Jugendlichen scheinen zuzunehmen, die oft gar nicht zur Anzeige und so auch nicht zur Verurteilung kommen. Auch die Art der Gewaltausübung hat sich verändert und brutalisiert (Killias/Lucia/Lamon/Simonin 2004). Dabei wird insbesondere auf den Einfluss bestimmter Medien verwiesen, die Gewaltanwendung geradezu propagieren. Die Form der

⁹ Während der Cannabis-Konsum schon Jugendliche unter 16 Jahren betrifft, ist dies für die synthetischen Drogen kaum der Fall. Der Anteil der Befragten, die einmal in ihrem Leben solche Substanzen konsumiert haben ist bei den 16-Jährigen ungefähr 5%, bei den 20-Jährigen 15%. Die Anteile variieren je nach Geschlecht und Ausbildungstyp, wobei der höchste Anteil bei den männlichen Lehrlingen beobachtet werden kann.

Gewaltanwendung ist eindeutig medialen Vorbildern zuzurechnen, so dass nicht zufällig eine politische Diskussion über Präventionsmassnahmen bis hin zu Verboten begonnen hat.¹⁰

Ohne Prophet sein zu wollen, diese Risikofaktoren wird es auch in zehn Jahren noch geben. Angesichts der Umwelten wenig beeinflussbar zu sein scheinen Kommerzialisierung und Medienkonsum. Aber im Blick auf das Ausmass des Konsumverhaltens kommt es sehr darauf an, in welchen Aufgabenfeldern die Jugendlichen tätig sind, ob sie in Schule und Betrieb sinnvoll gefordert werden, Erfolg haben, Lernzuwachs erleben oder mit Desinteresse und Langeweile umgehen müssen. Auch sollte man die pädagogische Kritik begrenzen; oft ist harmlos, was den Beobachtern als Irrweg von Konsum und Shopping erscheint. Zudem dürfte es für die meisten Erwachsenen schwer sein, sich als Vorbilder des Konsumverzichts hinzustellen, ohne von den Jugendlichen durchschaut zu werden.

Gesundheitsgefährdungen sind ernst zu nehmen ebenso wie die Risiken abweichenden Verhaltens besonders bei bestimmten Gruppen männlicher Jugendlicher mit, wie man so schön sagt, „Migrationshintergrund“. Als Ausländer in der Schweiz weiss ich, dass nicht mein Migrationshintergrund gemeint ist. Die Eidgenössische Ausländerkommission hat sich mit diesem Thema auseinandergesetzt und empfiehlt Massnahmen auf der Linie der präventiven Lösungen.

- Dazu zählen die Stärkung der sozialen Netzwerke,
- vermehrte Anstrengungen zur sozialen Integration der Jugendlichen aus bestimmten Ausländergruppen
- und keine Rückkehr zu früheren Disziplinierungstechniken (Prävention von Jugendgewalt 2006).

Grundlage der Empfehlungen ist eine Studie zur evidenzbasierten Gewaltprävention, die davon ausgeht, dass Gewaltbereitschaft etwas mit dem Lebenslauf und den Erziehungsmilieus der Täter zu tun hat. Wer als Jugendlicher gewaltbereit ist, hat eine Karriere aggressiven Verhaltens bereits hinter sich. Solche Karrieren beginnen in der Kindheit, so dass hier auch die Prävention ansetzen muss (Eisner/Ribeaud/Bittel 2006, S. 24).

- Gemeint sind Bildungsangebote für stark belastete Eltern, für die es bislang kaum eine geeignete Versorgung gibt.
- Weiter geht es um eine Verstärkung und Intensivierung der bereits bestehenden Programme schulischer Gewaltprävention. Vor allem die gezielte Entwicklung von Sozialkompetenz kann als ein geeigneter Weg angesehen werden.
- Eine besondere Massnahme wäre der Aufbau von nachbarschaftlicher Prävention in sozialen Netzwerken, für die erwachsene Mentoren zur Verfügung stehen müssten.
- Strukturierte Freizeitaktivitäten gehören ebenso zu diesem Programm wie Problemlösungen in den Quartieren, an denen alle Gruppen beteiligt sind.

¹⁰ Im Blick auf die Täter sind Jugendliche mit Migrationshintergrund nicht übervertreten. Jugendliche, deren Eltern aus westlichen Industriestaaten in die Schweiz einwandern, haben sogar eine tiefere Belastung als Schweizer Jugendliche. Die tatsächliche Risikogruppe sind Jugendliche, deren Eltern oft mit starker Milieubindung aus dem ehemaligen Jugoslawien, aus Italien, der Türkei und anderen südeuropäischen Ländern in die Schweiz gekommen sind (Eisner/Ribeaud/Bittel 2006, S. S. 14). Ausländische Jugendliche dieser Herkunft sind in der polizeilichen Kriminalitätsstatistik und in der Strafurteilsstatistik „deutlich übervertreten.“ Das gleiche Ergebnis zeigt sich in den Daten zur selbst berichteten Gewalt sowie in Opferbefragungen (ebd., S. 15).

Ein Gesamtbild ist das natürlich nicht. Es geht um Präventionsarbeit mit einer bestimmten Risikogruppe und allgemein um die Förderung sozialer Kompetenzen, wie etwa mit dem Programm PFAD - Programm zur Förderung alternativer Denkmuster -, das nach amerikanischen Ansätzen in Zürich entwickelt wurde. Hier geht es darum, schon in der Primarschule pro-soziale Einstellungen aufzubauen, aggressives Verhalten zu verringern und Selbstkontrolle sowie Empathie unter den Kindern zu fördern.¹¹

Je weniger konkret die Angebote sind und je weniger sie sich auf bestimmte Zielgruppen beziehen, desto unwirksamer - auf die Breite gesehen - sind die Massnahmen. Ein Beispiel ist die politische Bildung, die auch im internationalen Vergleich als eine zentrale Aufgabe der Arbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen angesehen wird, sich bislang jedoch als wenig wirksam erweist. Die Aufgabe selbst ist kaum strukturiert, lässt in der Bearbeitung sehr viele Möglichkeiten zu, schliesst kaum etwas aus und erlaubt schon aus diesem Grunde nur wenig Kontrolle. Welche Angebote wirksam sind und welche nicht, ist weder den Anbietern noch den Bildungskonsumenten bekannt (Finkel 2003).

Eine deutsche Studie konstatiert die fehlende Lebensnähe vieler Angebote der politischen Bildung und vermisst auch die konzeptionelle Einbindung in die Zivilgesellschaft.

- Zielgerichtete Arbeitsbündnisse zwischen den Volkshochschulen, der Instituten für politische Bildung, der ausserschulischen Jugendarbeit und etwa der kirchlichen Erwachsenenbildung fehlen fast immer (Fritz/Maier/Bönisch 2005).
- Hier aber muss angesetzt werden, generell und nicht nur im Bereich der politischen Bildung.
- Die Risiken der Jugendlichen lassen sich mit mehr Aussicht auf Erfolg nur vernetzt bearbeiten.
- Und Risikoprävention heisst, Personen zu erreichen, die erst in zehn Jahren jugendlich sind.

Wie dann die Lebenswelten beschaffen sind, insbesondere in medialer Hinsicht, wissen wir nicht. Den Kundenstatus verlieren die Kinder und Jugendliche nicht, Bücher lesen werden sie, in welcher Form, wird sich zeigen, sie werden nachhaltig mit ökologischen Problemen aufwachsen, ob in der gleichen Wohlstandsgesellschaft, ist offen. Ökonomische Prognosen sind von Blamagen nicht zu unterscheiden, wenn das WEF in Davos immer genau das als Zukunft hinstellt, was dann genau nicht eintritt.

Aber eine pädagogische Prognose sei abschliessend erlaubt: Elektronische Lernplattformen werden die Schulen erobert haben, die Kinder übernehmen früh Verantwortung für den Lernerfolg, sie lernen nach eigenem Tempo, die starren Zeiten sind aus dem Schulalltag verschwunden. Schulen sind Erfahrungs- und Lernräume mit einem ganztägigen Angebot, in dem Unterricht, Beratung und Betreuung integriert sind. Wirksame individuelle Förderung angesichts wachsender Heterogenität wird zur zentralen Leistung. Allgemeine und gleiche Lernziele werden nicht mehr verfolgt. Das System ist zwischen allen Anbietern eng vernetzt. Insofern gibt es für die Jugendreferate viel zu tun - Vorausgesetzt, dass der Kapitalismus sich mit Hilfe der Schweizer Banken bis 2019 nicht selbst abgeschafft hat.

¹¹ <http://www.z-proso.unizh.ch/Projekt/prohekt.de.html>

Literatur

- Baacke, D.: Die 13- bis 18-jährigen. 8. vollst. Überarb. u., akt. Aufl. Weinheim/Basel: Beltz-Verlag 2000.
- Beinart, S./Anderseine, B./Lee, St./Utting, D.: Youth at Risk? A National Survey of Risk Factors, Protective Factors and Problem Behavior Among Young People in England, Scotland and Wales. London: Communities That Care 2002.
- Bueb, B.: Lob der Disziplin. Berlin: List-Verlag 2006.
- COCON: Einfühlsame, verantwortungsbewusste und anstrengungsbereite Jugend. Zürich: Jacobs Center for Productive Youth Development 2006.
- Craig, L.: How Do They Do It? A Time-Diary Analysis of How Working Mothers Find Time for the Kids. January 2005. Sydney: Social Policy Research Center 2005.
- Darian, J.: Parent-Child Decision-Making in Children's Clothing Stores. In: International Journal of Retail and Distribution Management 26 (1998), pp. 421-428.
- Debrunner, A.: Freiwillige und ehrenamtliche Tätigkeit im Jugendsport als Integrationsleistung. Fassung Juli 2007. Zürich: Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft 2007.
- Dittmar, H.: Consumer Culture, Identity and Well-Being. The Search for the „Good Life“ and the „Body Perfect.“ Hove, East Sussex: Psychology Press 2007.
- Dittmar, H.: The Costs of Consumer Culture and the „Cage Within.“ The Impact of Material „Good Life“ and „Body Perfect“ Ideals on Individuals' Identity and Well-Being. In: Psychological Inquiry Vol. 18, No. 1 (2007a), S. 23-31.
- Eisner, M./Ribeaud, D./Bittel, St.: Prävention von Jugendgewalt. Wege zu einer evidenzbasierten Präventionspolitik. Bern-Wabern: Eidgenössische Ausländerkommission 2006.
- Finkel, F.E.: Can Democracy be Taught? Adult Civic Education, Civil Society and the Development of Democratic Political Culture. In: Journal of Democracy Vol. 14 (2003).
- Fritz, K./Maier, K./Bönisch, L.: Politische Erwachsenenbildung. Trendbericht zur empirischen Wirklichkeit der politischen Bildungsarbeit in Deutschland. Weinheim/München: Juventa-Verlag 2006.
- Gregan-Paxton, J./John, D.R.: The Emergence of Adaptive Decision Making in Children. In: Journal of Consumer Research (1997), pp. 43-56.
- Hurrelmann, K./Albert, M.: Jugend 2006. 15. Shell-Jugendstudie. Eine pragmatische Jugend unter Druck. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2006.
- Järvinen, T./Vanttaja, M.: Young People, Education and Work: Trends and Changes in Finland in the 1990s. In: Journal of Youth Studies Vol. 4, No. 2 (2001), S. 195-207.
- Killias, M./Lucia, S./Lamon, Ph./Simonin, M.: Juvenile Delinquency over 50 Years: Assessing Trends Beyond Statistics. In: European Journal on Criminal Policy and Research Vol. 10 (2004), S. 111-122.
- Marsden, J./Boys, A./Farrell, M./Stillwell, G./Hutchings, K./Hillebrand, J./Griffiths, P.: Personal and Social Correlates of Alcohol Consumption Among Mid-Adolescents. In: British Journal of Developmental Psychology Vol. 23 (2005), S. 427-450.
- Oser, F./Biedermann, H. (Hrsg.): Jugend ohne Politik. Ergebnisse der IEA-Studie zu politischem Wissen, Demokratieverständnis und gesellschaftlichem Engagement von Jugendlichen in der Schweiz im Vergleich mit 27 anderen Ländern. Zürich/Chur: Rüegger 2003.
- Palan, K. M./Wilkes, R. E.: Adolescent-Parent Interaction in Family Decision Making. In: Journal of Consumer Research Vol. 24 (1997), pp. 159-169.
- Pocock, B./Clarke, J.: Can't Buy Me Love? Young Australians' Views on Parental Work, Time, Guilt and their Own Consumption. Canberra: The Australia Institute 2004.

- Prävention von Jugendgewalt. Wege zu einer evidenzbasierten Präventionspolitik. Herausgegeben von der Eidgenössischen Ausländerkommission EKA. Bern-Wabern: EKA 2006.
- Ribeaud, D./M. Eisner: Kernbefunde der Studie *Entwicklung von Gewalterfahrungen Jugendlicher im Kanton Zürich*. Zwischenbericht. Zürich: Pädagogisches Institut 2007.
- Schor, J.B.: *Born to Buy. The Commercialized Child and the New Consumer Culture*. New York: Scribners 2004.
- SMASH: Narring, F./Tschumper, A./Inderwildi Bonivento, L./Jeannin, A./Addor, V./Bütikofer, S./Suris, J.C./Diserens, C./Alsaker, F./Michaud, P.A.: *Gesundheit und Lebensstil 16-bis 20-Jähriger in der Schweiz (2002)*. Swiss Multicenter Adolescent Survey on Health. Lausanne: Institut universitaire de médecine sociale et préventive 2004.
- Spychiger, St./Bauer, T./Baumann, B.: *Die Schweiz und ihre Kinder. Private Kosten und staatliche Unterstützungsleistungen*. Zürich: Rüegger 1995.
- Tyler, M.: *Growing Customers: Childhood, Consumer and Service Work*. Paper presented at the 4th International Critical Management Studies Conference. Unpubl. Ms. Loughborough, Leicestershire: University of Loughborough The Business School 2005.
- Wolter, St. C./Schweri, J.: *Kosten und Nutzen der Lehrlingsausbildung aus der Sicht der Schweizer Betriebe*. Zürich: Rüegger 2003. (= Beiträge zur Bildungsökonomie, Band 2)